Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 32 (1976)
Heft: 4

Artikel: Der Mensch ohne Muttersprache
Autor: Mildenberger, Wolfgang Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421209

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wiege des Hochdeutschen wohnen. Die Schüler in der Schweiz, in Süddeutschland und in Österreich zu ihrem sprachlichen Selbstverständnis zu führen ist Aufgabe der Deutschlehrer unserer Schulen. Wir müssen den jungen Leuten auch das richtige Verständnis für die Mundarten beibringen. Die echte Mundart ist der beste Damm gegen die Fremdwortflut. Die Deutschschweizer haben das Glück, noch in einem innigen Verhältnis zu ihren Mundarten zu stehen. Die Mundarten sind die Quellen, die der Hochsprache Leben geben. Wer sowohl seine Heimatmundart beherrscht als auch die Schriftsprache, wird sich auch in dieser geläufig ausdrücken. Das Sprachgefühl kommt ja aus der engeren Muttersprache, und das ist in den meisten Fällen die Mundart. ‚Deutsch', ahd. ‚diutisk', heißt ja nichts anderes als „zum Volke gehörend". Wenn wir, Angehörige der oberdeutschen Dialektgruppe, Mundart sprechen, dann sprechen wir im buchstäblichen Sinne des Wortes *deutsch*. Wenn wir uns das vor Augen halten, brauchen wir dort, wo es ums richtige Deutsch geht, nicht zurückzustehen.

Franz Munsa

Der Mensch ohne Muttersprache

Es ist ein feinsinniger Zug der meisten Sprachen, daß sie einerseits vom ‚Vaterland' (fatherland, patrie) sprechen und damit in diesem Begriff das männlich-wehrhafte Element in den Vordergrund rücken, andrerseits für das angestammte, gewissermaßen an der nährenden Brust eingesogene Idiom das Wort ‚Muttersprache' (mother-tongue, langue maternelle) geprägt haben. Fast immer, Gottseidank, bleibt man dieser Muttersprache ein Leben lang verhaftet. Man wird vielleicht fremde Sprachen erlernen, in Glücksfällen sich gar fließend in ihnen auszudrücken vermögen, aber die Muttersprache werden sie kaum je verdrängen. Wenn dies doch geschieht, sind meist Unmenschlichkeiten aus dem Bereich der Politik für die Widernatur dieses Vorganges verantwortlich — man denke etwa an Henry Kissinger, der fünfzehn Jahre alt war, als die braunen Machthaber ihn aus dem ‚Vaterland' vertrieben und ihm in der Folge eine neue ‚Muttersprache' aufnötigten, die er im übrigen noch heute mit unverkennbar deutschem Einschlag handhabt.

Aber nicht von einem Großen, dessen Name in aller Munde ist, soll in dieser Betrachtung die Rede sein. Es war ein kleiner, ein

unscheinbarer Mann vielmehr, der für mich zum ‚Menschen ohne Muttersprache' geworden ist und an dem ich durch eigenen Augenschein die Verstörungen wahrnehmen konnte, die der entsprechende Mangel hervorruft. Ich kann seinen Namen ruhig nennen: es besteht keine Gefahr, daß Moulloud diese Zeilen je zu Gesicht bekommt, und flatterten sie durch einen eigenwilligen Zufall doch auf den Schanktisch, den er in einem Städtchen auf dem schweizerischen Bodenseeufer täglich mehrmals abzuwischen hat, er könnte sie nicht lesen. Auch übersetzen könnte man sie ihm nicht, weil es keine Sprache gibt, in der er sie aufnehmen könnte.

In seinem Heimatland Algerien habe ich ihn, den im vierten Lebensjahrzehnt Stehenden, Gatten einer gebürtigen Tirolerin und Vater eines Abc-Schützen, kennengelernt. Während die andern Gäste des Hotels, mehr aber noch die einheimischen Kellner und Aufwärter ihn wegen seines sprachlichen Ungenügens belächelten, ließ ich zuzeiten den verworrenen Wortschwall des durchaus Mitteilungsbedürftigen, aber eben nahezu Mitteilungsunfähigen über mich ergehen. So viel aber entnahm ich dem Wust von Schweizerdeutsch, Schriftdeutsch und Französisch, mit dem er seine Umgebung heimsuchte, daß er seinen Lohn als Küchenbursche in seinem thurgauischen Wohnsitz fünf Jahre lang zusammengekratzt hatte, um einmal wieder in seine sonnige Heimat zurückkehren und sich nun selbst einmal von andern bedienen lassen zu können. Seine Eltern waren längst gestorben, und eine irgendwo in der Kabylei verheiratete Schwester hatte ihm offenbar die kalte Schulter gezeigt. Die Sticheleien des Hotelpersonals — „Monsieur Moulloud est un drôle d'Algérien! Man muß eine Fremdsprache benutzen, wenn man sich ihm verständlich machen will" — ließ er gutmütig über sich ergehen. Die ihm von den Spöttern stillschweigend eingeräumten mildernden Umstände — sie hörten ihn Deutsch sprechen und nahmen an, daß er eben jetzt in dieser Sprache zu Hause sei — beruhten auf einer Fehleinschätzung. Hätten sie gewußt, wie armselig es auch um seine Deutschkenntnisse bestellt war, des Hänselns wäre kein Ende gewesen.

Moullouds Muttersprache im eigentlichen Sinn des Wortes, die Sprache seiner Mutter also, war Kabylisch gewesen, jener Seitenzweig der hamitischen Berbersprachen, die für die arabischen Herren der Länder Nordafrikas ebenso unverständlich sind wie etwa Tschechisch für einen Deutschsprachigen. Berbersprachen sind in allen Staaten des Maghreb lebendig, aber eben nur auf dienender Stufe, verbannt aus den Schulen und einzig im saharischen Tuareg, das eine eigene Schrift, das Tifinagh, bewahrt hat, auf die Höhe literarischer Wiedergabe gehoben. Als Moul-

loud in die Schule kam, mußte er Arabisch lernen, jedoch gediehen seine Kenntnisse nicht über inzwischen längst vergessene Anfangsgründe hinaus, denn eine französische Rücksiedlerfamilie nahm den noch kaum den Kinderschuhen Entwachsenen in ihr Heimatland mit. Andrerseits war er doch schon wieder zu alt, um mit der spielerischen Leichtigkeit des Kleinkindes die dortige Landessprache zu erlernen. Als Strandgut des Wirtschaftswunders wurde er dann nach Deutschland geschwemmt, wo man willige (und unterbezahlte) Arbeitskräfte ebensogut gebrauchen konnte wie in der Schweiz, die dann zur vorläufig letzten Station seiner Odyssee geworden ist und wo er sich inzwischen ‚prima' — so sein eigener Ausdruck — eingelebt hat. Während er mit Sprachfetzen, die dem Sprechblasenwortschatz von Comic strips hätten entstammen können, das Loblied auf sein Gastland sang, konnte ich nicht umhin, mir vorzustellen, wie sein Leben wohl weiterverlaufen würde, sollten er und seine Frau — Ausländerin auch sie — und sein Sohn, der thurgauisch sprechende Algierbub, im Gefolge von Wirtschaftsflaute und Überfremdungsinitiativen jemals in die algerische ‚Heimat' abgeschoben werden. Der Hohn seiner ‚Landsleute', denen er diesmal ja noch keine Arbeit wegnahm, im Gegenteil, gab mir einen Vorgeschmack davon.

Als wir uns voneinander verabschiedeten, wollte er, man sah es ihm deutlich an, irgend etwas Nettes, etwas Besonderes sagen; aber was seinem Mund entsprang, war eine Alltagsfloskel plakativer Art, Kümmerlingsdeutsch schlimmster Prägung, in keiner Weise dem entsprechend, was er fühlte, aber eben nicht ausdrücken konnte. Moulloud hatte alle Gliedmaßen und Organe, die einen gesunden Menschen ausmachen, und doch war er durch das fehlende Ausdrucksvermögen ein Verschnittener, ein Krüppel, amputiert an einem Stück seines Geistesgefüges, und ich konnte mir nicht helfen, ich mußte daran denken, welcher Scheußlichkeit diejenigen sich schuldig machen, die irgendwo in der Welt — man braucht nicht in fremde Kontinente zu gehen, um sie aufzuspüren, es gibt sie ganz nahe von uns [zum Beispiel im Elsaß und in einem Teil Lothringens, den französischen Departementen Haut-Rhin, Bas-Rhin und Moselle — Schriftleitung] — einem Bevölkerungsteil eines der elementarsten Rechte des Menschentums vorenthalten, das Recht auf die eigene Muttersprache.

Wolfgang Ernst Mildenberger